Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Führer am Sonntag. 1933-1941
1934

2 (14.1.1934)

Visual Library

Der Führer am Sonntag

Folge 2 – Jahrgang 1934 | Wochenbeilage des „Führer" | Sonntag, den 14. Januar 1934

Wo steht der Mensch? / Viele Antworten und doch keine?

(2. Fortsetzung.)

Die Antwort des Seelenforschers führte uns bereits in Bezirke, um die heute gerade der heißeste Kampf der Gelehrten geht. Das Unbewußte oder Unterbewußtsein hat seit Goethes Zeit die um eine universale Weltanschauung ringenden Geister nicht mehr zur Ruhe kommen lassen. Wir haben auch vernommen, daß sogar die Theologen zur Abwehr in diesen Streit eingegriffen haben.

So ist es im umfassenden Rahmen unsrer Fragestellung sicherlich für uns unschätzbar wichtig, nun auch den Theologen selbst zu hören über seine Meinung von der Stellung des Menschen im All, im Leben dieser Erde.

Der Theologe: **Wenn ich als Geistlicher mich über diese Frage in der Oeffentlichkeit äußern soll, so muß ich vorausschicken, daß die Kirche ja in ihrem Gottesdienst nichts anderes tut, als die Stellung von uns Menschenkindern zu Gott und seinem allmächtigen, allgegenwärtigen Wesen und Walten zu predigen und festigen.** Die Tatsache, daß unser Deutsches Volk durch zwei Konfessionen leider gespalten ist, erschwert unser Hervortreten in nicht kirchlichem Amte, es verminderte auch wohl etwas die Autorität der christlichen Lehre im Gesamtleben unserer Nation.

Der jahrhundertelange erbitterte, teilweise schrecklich blutige Kampf des katholischen und protestantischen Bekenntnisses lastet im Stillen lähmend auf dem entschiedenen, so glänzend bewährten Bekenntnis des deutschen Volkes zum Christentum und seiner Kultur. Gibt es doch kein Volk, das wie einst die Germanen, dann später das deutsche Volk für seinen christlichen Glauben so große freiwillige Opfer an Gut und Blut gebracht hat, wie eben das Deutsche. Der idealistische Grundzug in seinem Charakter macht es vor allem dem Wesen des Christentums innerlich verwandt. Vom religiösen Genie des Russenvolkes dürfen wir füglich deshalb absehen, weil sein stark asiatisches Wesen eine mehr passive Frömmigkeit erzeugte, die erwiesenermaßen teils in Aeußerlichkeiten erstarrte, teils sich so wenig als gefestigt erwies, daß es immer wieder in den Extremen zwischen Zerknirschung und grausamer Maßlosigkeit hin- und herschwankte.

Der Greis Sosima in Dostojewskis Roman „Die Raskolnikows" bleibt als Typus indes ein Ideal der Frömmigkeit, das wir anerkennen müssen. Der Sozialismus als Verwirklichung der Nächstenliebe ist jedoch gerade in Rußland zu einem grauenhaften teuflichen Zerrbild geworden im heutigen kommunistischen Terrorstaate des Masseneigennutzes. Es ist kein Wunder, daß deshalb dort auch das Christentum heute aufs schärfste gehaßt und verfolgt wird.

So schreibe ich diese Zeilen bewußt als Deutscher, ohne die Besonderheit eines der christlichen Bekenntnisse hier in Erscheinung treten zu lassen. Es geht ja hier, wie ich mit Freuden feststellen konnte, nicht um Theorien, nicht um Dogmen und Lehrmeinungen, sondern um das Wesen der Dinge. Im Wesen des Christentums und Deutschtums finden sich echter Katholizismus und Protestantismus vereinigt als zwei Pole kulturell-religiösen Schauens und Wollens, im Volkstum und in Christus haben beide ihre Wurzel. —

Wo steht der Mensch? Schwer und leicht zu sagen. Die Vollendung der Seele ist ein Ereignis in der Stille, wo vor Gott alle Menschen gleich gemessen werden. Viele sind berufen und wenige sind auserwählt vor 2000 Jahren und heute. Nicht die Frömmelnden und diejenigen, die immerfort Herr, Herr sagen, sind die Auserwählten. Gott ist ein reumütiger Sünder lieber denn 100 Gerechte. Kämpfernaturen, Opfernde, solche die reinen Herzens und Strebens sind, stehen Christus nahe. Nicht um Lohn, auch nicht um himmlischen Lohn verrichten sie ihre Werke, sondern um der Wahrheit und Liebe willen, die ein Teil ihres Wesens wurde.

Ein Auf und Ab, ein Irren und Finden, ein Leiden und Frohsein bewegt alle Menschen und scheidet von oder verbindet sie mit Gott, dem Vater des Allebens.

Es gibt Zeiten, die finster sind im Kern ihres Wollens. Auf solchen Zeiten lastet der Fluch Gottes, auf allem, auch auf den Menschen. Es gibt aber auch Zeiten und es gibt Völker, wo alles nach höherem Dasein strebt, wo der Opfergeist und der Kampf für das Gute und Edle im Vordergrund stehen und die öffentliche Meinung beherrschen. Solche Zeiten sind gesegnet mit reinem Gewissen und also auch mit der sichtbaren Hilfe Gottes.

Unser deutsches Volk trägt zur Zeit an erster Stelle das Licht solchen göttlichen Strebens und Kampfes. Sein Kampf ist ein Kampf Christi gegen den Antichrist. Der Segen Gottes wird somit Volk und Führer beschieden sein, wenn es in Demut und rechtem Streben sich treu bleibt.

Ernst Herold.

(Fortsetzung folgt).

Albertus Magnus, der große Wissenschaftler (Polyhistor) des Mittelalters

Rembrandt als Erzieher

Gleichheit ist Tod, Gliederung ist Leben.

*

Einer der Gott leugnet, ist wie einer der die Sonne leugnet. Es wird ihm nicht viel helfen, sie scheint doch.

*

Das Gute, soweit es möglich ist, Tod und Teufel zum Trotz durchzuführen — das ist, und nur das ist Idealismus.

*

Die Juden wären nichts, wenn wir sie nicht an unserer Kultur teilnehmen ließen; und wie dankten sie uns dies? Indem sie diese Kultur zersetzten.

*

Auf den Ruf der Juden „Hie Bildung und Intelligenz" werden wir ihnen antworten „Hie Gott und der heilige Michael".

*

Eine Kultur, die ihren entscheidenden Schwerpunkt nicht in sich behält, ist eine falsche. Eine solche falsche Kultur war die der hellenistischen Orientalen wie der späteren Römer. Solche Kulturen kosten einem Volke den Charakter.

*

Das Herz der Kunst ist der Blick aufs Ganze, aus dem Ganzen. Einfach, aber leider selten erkannt.

Aus dem Inhalt:

Prof. Dr. Schultze-Naumburg: Die Zukunft der bildenden Kunst.

Hans Brandenburg: Tanz und Oper.

Friedrich Schnack: Die Zündholzbrücke.

Reinhold Flamm: Vom Hornberger Schießen.

Max Dufner-Greif: Neue Pfälzer Dichtung.

Anselm M. Schmitt: Eine alte Schwarzwälder Familienchronik.

Hilde Huber: Deutsche Frau auf Vorposten.

Ilse Deycke: Der heutige Wohnungsstil.

Dr. Karl Rügheimer: Kulturpolitische Aufgaben des deutschen Tonfilms.

Die Zukunft der bildenden Kunst

Aufbau auf neuen Grundsätzen im neuen Staate

Gespräch mit Prof. Dr. Dr. h. c. Schultze-Naumburg, Direktor der Staatl. Kunsthochschulen in Weimar

Der Wandel, der alle Gebiete des politischen und kulturellen Lebens erfaßt hat, machte auch vor der bildenden Kunst nicht Halt. Einer der berufenen Führer beim neuen Aufbau auf diesem Gebiete, Prof. Dr. Dr. h. c. Paul Schultze-Naumburg, Mitglied der Akademie des Bauwesens und der Akademie der bildenden Künste, gewährte unserem Vertreter eine Unterredung. Ueber die Neuorientierung im neuen Staate auf dem Gebiete der bildenden Kunst äußerte er sich folgendermaßen:

Der Wandel, den unser deutsches Vaterland im vergangenen Jahre durchgemacht hat, ist so grundlegend und durchgreifend, daß der im Ausland Lebende sich durch Augenschein davon überzeugen muß, sonst bekommt er gar keinen Begriff davon. Aus dem Chaos ist ein neuer Ordnungsstaat entstanden, aus der Zersetzung ein neuer Aufbau. Es ist ein Wunder, daß diese Tat durch den Willen eines Einzelnen zustande kam und sich damit ein Traum der Deutschen erfüllte, der Jahrtausende alt ist. Der Wandel ist so gewaltig, daß er über das Maß dessen hinausgeht, was wir für menschlich faßbar ansahen.

Wenn die Kunst des neuen Staates heute noch nicht klar in Erscheinung getreten ist, so liegt das daran, daß der ganze geistige Umbildungsprozeß nicht von heute auf morgen erfolgen kann. Trotzdem sind auch die Grundgedanken einer neuen Kunst schon vorhanden, und der Führer hat sie selbst klar und eindeutig ausgesprochen. Sie lassen sich in kurzen Zügen folgendermaßen umreißen:

Es ist nicht wahr, daß alle Menschen gleich sind, sondern sie sind entsprechend ihren erblichen Anlagen verschieden. Die Einflüsse der Umwelt können die Menschen nicht grundlegend verändern; hier liegen die Grenzen der Erziehungsmöglichkeiten. Zwar können klimatische und andere Beeinflussungen im Individuum gewisse, in engen Grenzen gehaltene Verschiebungen herbeiführen, die auch nicht im Bereiche menschlicher Willkür liegen. Aber diese Verschiebungen sind nur gering; sie können sich in den folgenden Generationen auch nur wieder als neue Umweltsbeeinflussungen aus den gleichen Ursachen bemerkbar machen. Welche Zeit für den Werdeprozeß einer echten „Mutation" notwendig ist, hat unsere Wissenschaft noch nicht erforscht. Das steht aber fest, daß eine planmäßige Berechnung solcher Veränderungen beim Menschen und seiner Erbmasse außerhalb menschlichen Willens beeinflussend steht. Auch im Tierversuch konnte immer nur eine Minusbeeinflussung, nie ein Plus beobachtet werden. Nur wenn man mit dieser Erfahrung der Vererbungslehren rechnet, wird man sich von völligen Irrwegen fernhalten können.

Dagegen können planmäßig Umschichtungen im Bestand der Menschen innerhalb eines Volkes hervorgebracht werden, wenn eine Auslese getroffen oder Ausmerze vorgenommen wird. Das macht sich nach wenigen Geschlechterreihen schon ganz deutlich bemerkbar. Es steht ohne Zweifel fest: In der Hochzucht oder in der Entartung sind die Grundursachen für die Blüte oder den Verfall eines Volkes zu suchen.

Die seelischen und körperlichen Anlagen einer Menschengruppe bedingen die weltanschauliche Grundlage einer jeden Kultur, wie sie eben für diese Kultur tragende Rasse richtunggebend sind. Deshalb kann eine Kultur nur einheitlich sein, wenn eine einzige Rasse oder wenigstens unter Führung dieser einen Rasse einige miteinander harmonierende Rassen ein Volk bilden. Kommen aber Rassen hinzu, die körperlich oder seelisch eine zu große Spannung zu dem Wirtsvolk bilden, so ist es unausbleiblich, daß bei der Ueberschreitung einer gewissen Grenze die ganze Kultur des Wirtsvolkes in Unordnung gerät und der Zersetzung anheim fällt. Das war bei uns der Fall mit den Juden, die sich durch Fruchtbarkeit und Einwanderung sehr stark vermehrten, so daß sie eine beträchtliche Menge der Volkszahl bildeten. Die Zersetzung trat ein, als sie über das Maß ihres prozentualen Volksanteils sich im politischen und wirtschaftlichen Leben breit machten und nach der Alleinherrschaft strebten.

Die Betrachtungen sind wesentlich, wenn man die Grundgedanken der nationalsozialistischen Kunsteinstellung richtig begreifen will. Kunst ist nicht eine rein artistische Uebung, sondern der Ausfluß des Sehnens einer Rasse, der sinnfällige Form angenommen hat. Der Grad des Wertes einer Kunst wird davon bestimmt, wie sehr die Kunst dem höchsten Zielbild der Rasse nahekommt. Gestaltete Zielbilder fremder Rassen können für uns interessant, gleichgültig oder verderblich sein, aber sie können nie die geistige Nahrung eines Volkes ersetzen, die das Volk als Ausdruck des eigenen Ethos gebraucht, um aus sich heraus schaffen zu können.

Die Kunst eines Volkes wird immer die Höhe erreichen, die dem Auslesevorgang entspricht, den das Volk durchgemacht hat. Daraus erklärt sich, daß harte heldische Zeiten, die große Rassen erleben, immer auch heldische Kunst hervorgebracht haben. Diese Kunst zerfiel aber regelmäßig, als die edelsten Geschlechter ausstarben und minderwertige oder fremdartige Menschen den leer gewordenen Raum füllten. So erklärt es sich auch, daß die liberaldemokratische Epoche im 19. und 1. Drittel des 20. Jahrhunderts unermeßlichen Schaden verursachte. Die Humanitätsduselei der Aufklärung erhielt planmäßig alles Kranke und Absterbenwollende, das sich hemmungslos verbreitete und dem Tüchtigen und erbgesundheitlich Wertvollen den Lebensraum versperrte.

Diese Entwicklung drückte auch dem Bild der bildenden Kunst ihren Stempel auf. Parallel der Entwicklung der liberalistischen Tendenzen sehen wir auch die beträchtliche Zahl hoher Begabungen immer mehr zurückgehen. Die Wilhelminische Epoche war auf Aeußerlichkeiten eingestellt und innerlich hohl. Der gänzliche Verfall trat aber erst sichtbar ein, als das deutsche Element gänzlich zurückgedrängt wurde und die Herrschaft des jüdischen Geistes anbrach. Es ist sehr lehrreich, die Entwicklung zu verfolgen, wie dieser jüdische Geist die deutsche Kultur auf allen Gebieten zersetzte. Denken wir an die verschiedenen Arten der — ismen, die im Dadaismus ihren unüberbietbaren Höhepunkt erreichten und in das Gebiet des Irrenarztes hineinragten, dann haben wir das Bild der Verseuchung und des Zerfalls.

Daß auch die Baukunst davon nicht verschont blieb, versteht sich von selbst, nur verlief hier das Krankheitsbild etwas anders. Da hier verdient werden konnte, wurde die Bauform der Spielball der Interessenten, der Händler und der an der Baustofferzeugung interessierten Firmen. Das Zielbild aber wurde — das Kollektiv der Sowjets. Da war zuletzt gefühlsmäßig kein Funken von Deutschtum mehr vorhanden, das waren Bauten, von Asiaten für Asiaten gebaut.

Die Zukunft der deutschen Kunst und Kultur liegt besiegelt in der Durchführung der Grundzüge des Führers. Wird das deutsche Volk erneut durch Ausschluß des Artfremden, Zurückdrängen des Minderwertigen und Betrauung der Hochwertigen mit der Führung, dann braucht uns um die deutsche Kunst nicht bange zu sein. Die freiwerdenden, seither unterdrückten Kräfte und der Nachwuchs, im neuen Geiste erzogen, werden die Garanten einer neuen deutschen Kunst sein, die wir wieder mit Stolz als die Repräsentanten einer spezifisch deutschen Kultur werden begrüßen dürfen."

Tanz und Oper / Von Hans Brandenburg

Tanz ist die Urzelle alles Theaters. — Zu diesem kleinen Erkenntnissatze gipfelte sich mir vor Jahren eine Schrift über den Tanz auf, und aus ihm erwuchs mir dann, wie ein Baum aus dem Keim, ein viel umfassenderes Werk „Das neue Theater" (Haessel, Leipzig). Der Satz schloß Voraussetzungen und Folgerungen in sich ein, die sich inzwischen theaterwissenschaftlich und noch mehr in der lebendigen Theaterentwicklung der Gegenwart ausgewirkt haben. Es gab wieder eine neue Tanzkunst, und es will wieder werden ein neues Theater. Nie haben wir das hohe Beispiel der Griechen vergessen können, bei denen das Theater eine zugleich politisch-nationale und religiös-kultische Angelegenheit war, die dennoch, auch im Grauen der Tragödie, des chorischen Reigenschrittes bedurfte; aber auch alle weiteren großen Formen des Theaters: das mittelalterliche Mysterium und die Autos sakramentales des Calderon, die Commedia dell' arte so gut wie Shakespeare gingen aus Fest, Umzug, Aufmarsch, Zeremonie, aus dem tänzerisch bewegten mimischen Leben des ganzen Körpers hervor, und heute noch zeigen uns die Japaner, aber auch sämtliche Naturvölker, wie die Tanzbewegung, wie das Rhythmische allenthalben der Ursprung und bleibende Grundzug theatralischer Darstellung ist.

Hier soll nicht davon die Rede sein, daß ein Wiedererwachen der Tanzkunst auch das Wortdrama neu beleben und neue Spielformen und Spielrahmen hervorbringen muß, daß Raum und Bewegung endlich die Grundelemente eines werdenden nationalen Theaters sein möchten, sondern es sei nur auf jenes Theatergebiet hingewiesen, das mit der Bühnenbehandlung die Musik vermählt und das darum noch ganz besonders, und vor allem anderen, ein tänzerisches Wesen zeigt: auf das Gebiet der Oper. Eine Handlung, zu der Musik ertönt, ist keine naturalistische Handlung, ihre Szenerie ist nicht die bürgerliche Welt, und ein singender Schauspieler kann nicht ein Abbild und Vertreter unserer alltäglichen Wirklichkeit sein. Die Oper ist denn auch erst in der tänzerisch bewegtesten aller Kulturepochen, im Barock, zu Blüte und Herrschaft gelangt, sie ist unmittelbar aus höfischen Festen entstanden, sie allein hat die Form unserer Bühne bestimmt, die auch ihre größten Reformatoren, Gluck und Wagner, nicht angetastet haben, und hat diese Bühnenform sogar dem Schauspiel aufgezwungen. Mit der Oper, die von allem Bühnenspiel noch immer die größte Anziehungskraft besitzt, ragt das Barocktheater unmittelbar bis in unsere Zeit hinein, und Wagner, der sie bekämpfte, ist mit seinem Musikdrama weniger der Ueberwinder, als vielmehr der Reiniger, Erfüller, Vollender, Zusammenfasser der großen und großartigen barocken Ueberlieferung und ihrer vorher nie dagewesenen Schöpfung: des musikalischen Theaters.

Nur in der Oper und im Opernhause steht also das Theater noch auf festem, gesichertem, überkommenem Boden. Dies aber soll nicht heißen, daß es ihn nicht immer neu erobern muß, daß es auf ihm verstauben, verknöchern und einschlafen darf. Eine Opernaufführung des achtzehnten oder auch erst des neunzehnten Jahrhunderts wäre uns nur ein kulturhistorisches Kuriosum und künstlerisch neue erträglich. Mögen die Kämpfe für das neue Theater noch sehr anderen Formen gelten — sie können auch an der Oper nicht spurlos vorübergehen, ja gerade ihr können die tänzerisch-chorischen Errungenschaften dieser Kämpfe am schnellsten und leichtesten zugute kommen. Die Tanzform des musikalischen Barock, das Ballett ist überlebt und zersetzt, und uns will scheinen, daß sich das hervorragend Tänzerische jener Epoche mehr in einem unerhörten Bewegungsleben von Klängen, bildnerischen Werken, Gesellschaftsformen, perspektivischer Malerei und Architektur, Szenerien und Kostümen ausgelebt und ausgetobt hat als in den Gesetzen des Körpergefühls, die sich zwischen den überladenen und täuschungsvollen Dekorationen auch nur einseitig entfalten können, ja vielmehr entstellen und verzerren mußten.

Unser Opern-Guckkasten ist, mit jener Zeit verglichen, arm an Erfindungen, an Pracht und Glanz, an Märchen und Bildern, Träumen und Räumen geworden. Dafür jedoch haben wir „den Raum" entdeckt, das Licht und den bewegten Körper, und wir dürfen und müssen unsere uns eigentümlichen Mittel nicht nur mit demselben Recht benutzen, sondern wir können in ihnen sogar ein neues Barock, den Tod und die Auferstehung des Barock, das ewig deutsche Barock erkennen und feiern. Die Oper Mozarts ist nicht nur Rokoko — sie ist das deutsche Singspiel, das auch uns noch zu verwirklichen bleibt. Der neue Tanzgeist hat nus die Oper Händels wiedergeschenkt. In dem großen Gluck, dessen Reformationswerk den Tiefen des deutschen Griechentums entsprang, haben auch die tänzerischen Erneuerungsbestrebungen unserer Zeit angeknüpft: immer wieder war es sein „Orpheus", an dem man, seit Hellerau, diese Bestrebungen erprobte und geradezu demonstrierte, bis die Dresdner Staatsoper im gleichen Hellerauer Festspielhaus auch des Meisters „Iphigenie in Aulis" und „Alkestis" aus dem Willen zum neuen Theater zum neuen Leben erweckte. Nietzsche forderte die Wiedergeburt der Tragödien aus dem Geist der Musik, aber das hieße nichts anderes, als daß sich dieser Geist verleiblichen müsse, und Richard Wagner hat unsere Regisseure gezwungen, auch die alte Oper umzudenken, im neusten Darstellungsstil umzuschaffen. Gerade auch er hat nach dem Tänzer gerufen. Cosima Wagner hat sein Werk fortgesetzt, indem sie nicht zuletzt zur mimischen Körperbewegung zu erziehen suchte, und ihre geniale Schülerin Anna Bahr-Mildenburg, hat ihr Leben lang durch Beispiel und Unterricht gelehrt, daß der singende Darsteller die Musik in rhythmischer Gebärdensprache dramatisch schaubar machen muß. Folgerichtig ist Bayreuth dann auch dazu gelangt, den Venusberg im Tannhäuser der choreographischen Gestaltung durch Rudolf von Laban zu übertragen.

Denn wohl war die künstlerische Dynastie Wagner immer auf demselben und einzig richtigen Wege, nur fehlten der Zeit des Balletts noch gänzlich die musikdramatisch-tänzerischen Darstellungskräfte. Diese sind der Oper erst mit der modernen Tanzkunst gegeben worden, die man in England noch immer schüchtern und schamhaft die „zentraleuropäische Tanzkunst" nennt, um sie nicht schlicht und ehrlich die deutsche Tanzkunst zu nennen, die sie ist. Wohl sind ihr von Osten und Westen Anregungen gekommen, Bayreuth hat durchaus Recht daran getan, auch Isadora Duncan zu ihrer Zeit heranzuziehen, allein die Deutschen sind hier, wie so oft, nicht die Erfinder, aber die Durchgestalter und schöpferischen Beleber einer neuen Formenwelt geworden. Was als Keim zu uns kam, ist erst bei uns aufgegangen und gewachsen. Es geht längst als reiche Saat wieder in alle Welt, doch die Ernte muß vor allen Dingen nicht am wenigsten und selbst verbleiben und so auch unserer nationalen Opernbühne. Ein Geschlecht junger Tänzer ich herangediehen, viel zu zahlreich, um sich, noch dazu in dieser Zeit der Armut, solistisch betätigen zu können. Es drängt zum Theater, das nicht nur die Urzelle, sondern auch erst die wahre Erfüllung des Tanzes ist. Und man kann in diesen Tänzern nicht mehr die weichlichen Ausüber einer Amüsierkunst erblicken — man denke nur an das Dämonische, Heroische, Opfermütige und dem Führer Dienende des neuen Tanzes, der ja endlich wieder den wahrhaft männlichen Tänzer kennt. Laban hat eine Choreographie geschaffen, die für den Tanz dasselbe bedeutet, wie die Notenschrift für die Musik und die es ermöglicht, die körperliche Bewegung partiturmäßig auf das reichste und exakteste der musikalischen Bewegung — der Bewegung der Töne — zu verbinden.

Wir meinen gewiß nicht, daß nun jeder Opernsänger ein Tänzer sein soll. Allein jede Oper braucht eine Tanzgruppe, der in unserem neuen Geiste die Aufgaben des alten Balletts zufallen, das ja auch nicht nur für die Tanzeinlagen da war, sondern bewegtes Volk darzustellen hatte. Sodann aber braucht der Chor eine tänzerische, zum mindesten bewegungschorische Schulung, sonst ist er kein Chor, sondern nur singende Statisterie. Und der Solist braucht unbedingt tänzerisches Wesen, tänzerische Haltung, die geübte Fähigkeit, mit dem ganzen Spiel um ihn herum aus dem Rhythmus heraus innerlich und äußerlich bewegt zu sein, daß seine Stimme in Gesang und Wort eins mit seiner Gebärde, daß sie eine Funktion seines ganzen Körpers ist, der gleich ihr von der Musik durchdrungen und getragen sein muß. Wenn schon der Schauspieler seinen Körper zu beherrschen hat — wieviel mehr noch muß man dies vom Bühnensänger verlangen, für den selbst Pause und stummes Spiel niemals nur psychologisch motiviert, sondern eine formale dramatische Folge, ein rhythmisch genau geregeltes zeitliches Geschehen im Raum sind? Die alten dekorativen Zauberkünste der Oper mögen modern und stürzen: ewig bleibt die tänzerische Besessenheit dieser Form, und ewig bleibt das Spiel, das menschliche Leidenschaften, musikverklärt, als gegliederte Zeit in gegliedertem Raum bewegt verkörpern will.

Der Führer

Hermann Burte.

— Wie sieht er aus? — Wie Unser Einer.
Groß oder stark, das weiß ich nicht.
Mir schienen seine Hände feiner
Als Kinn und Stirne, wenn er spricht.
Er redet in gelinder Weise,
Doch klar vernehm ich jedes Wort,
Wach wahr und wesentlich — im Kreise
Die Geister dienten ihm sofort.

— Was sagte er? — Was alle spüren,
Und finden nur die Worte nicht.
Er kann dich aus dem Nebel führen
In eine Landschaft voller Licht:
Da siehst du Fluren ausgebreitet
In Saat und Segen allerwärts —
Dein banger Busen wird geweitet
Und hegt als Heiligtum sein Herz.

— Und was verspricht er uns, der Retter?
— Er fordert Opfer, unbedingt,
Aus einem Willen, der durch Wetter,
Und Wahn zum Reich der Guten dringt.
Es riß mich hin, ich mußte schwören,
Du wirst, wenn du ihn kennen lernst,
Und anhörst, ihm auch angehören —!
— Was aber will er machen? — Ernst!

(Aus dem „Markgräfler" vom 15. März 1931.)

Die Zündholzbrücke / Erzählung von Friedrich Schnack

Was sind schon Streichhölzer? Sie werden angebrannt und weggeworfen. Und doch ist kein Ding auf der Welt so gering, daß sich daran nicht ein Schicksal heften könnte.

Greta Wels arbeitete seit mehreren Jahren in einer Streichholzfabrik. Mit siebzehn war sie dort eingetreten, jetzt, ein Mädchen aus der Zeit, war sie zwanzig, und seitdem tat sie in der Woche die gleichen Handgriffe: sie verpackte die Streichholzschachteln in die bekannten Pakete. Die Schachteln flossen zu ihr und den Mitarbeiterinnen an dem langen Tisch heran, geschwind und genau fertigten die geübten Finger die Pakete, und das laufende Band führte sie davon, ununterbrochen, wie eine endlose Kette ihre Glieder. In Gretas Vorstellung begannen die Zündhölzer ihre weite Reise in die Welt, überall hin, wo man nur Streichhölzer kaufte und verbrauchte, in Europa ebensogut wie in Uebersee.

Greta war hübsch. Sie hatte ebenmäßige Züge, die ein wenig schwermütig schienen, leuchtend blondes Haar und dunkelblaue Augen. Der längliche Gesichtsschnitt ließ erkennen, daß sie und ihre Vorfahren aus dem Norden stammten. Obwohl sie nicht viel an ihr Aeußeres hängen konnte, bewies sie in der selbstgeschneiderten Kleidung doch Geschmack und auch eine persönliche Note, und so sah sie besser aus, als man eigentlich bei ihrem geringen Verdienst vermuten konnte. In dem scheinbar gelassenen Mädchen stak eine phantasievolle Unruhe, wahrscheinlich ein Erbteil von seiten ihres Vaters, der Kapitän auf einem Frachter gewesen war, ehe er in einem Sturm vor der schwedischen Küste Schiffbruch erlitten und dabei den Tod gefunden hatte. Gretas Einfälle strebten gern über den Alltag hinaus, am liebsten malten sich ereignisvolle Geschehnisse in ihrem Sinn, in denen sie die Hauptrolle spielte — und möglicherweise rührten solche Anwandlungen ebenfalls von ihrem Vater her, der in seiner Jugend viele Sprünge in die Welt getan hatte, die damals noch weit und offen vor einem jungen abenteuerhungrigen Burschen lag. Die Zündholzschachteln, wie sich eine an die andere auf dem fließenden Band reihte, kamen Greta zuweilen wie geheimnisvolle Brücken in die Ferne vor. Ihre Bilder und Wünsche schickte sie während der Arbeit darauf entlang — irgendwohin. Die Richtung war nicht so wichtig, nur fort, hinaus, weg von dieser Fabrik und diesem unruhevollen Sinn.

Gretas Mutter war nach dem Eintreffen der Unglücksbotschaft von der schwedischen Küste einem alten Herzleiden erlegen. Geschwister waren nicht vorhanden. Wäre nicht ihre Tante gewesen, die Schwester des Vaters, hätte das Mädchen nach dem Tod der Mutter allein gestanden. Die Lehrerswitwe nahm sie zu sich. Freilich mußte sich nun Greta sogleich nach einer Stellung umtun, die kleine Witwenpension reichte nicht für zwei. Es gelang Greta, als sie sechzehn war, Laufmädchen und Hilfspackerin in einem Pharmazeutischen Unternehmen zu werden, gegen ein geringes Entgelt, und als die Fabrik wegen schlechten Geschäftsgangs schließen mußte, fand sie ein Unterkommen in der Zündholzfabrik, wo sie bald Packerin wurde. Witwenpension und Fabriklohn wurden zusammengelegt — auf diese Weise schlug sich Greta durch.

Wenn sie abends zu Hause war, die kleine Hausarbeit verrichtet, die Kleider und Wäsche in Ordnung und noch ein wenig Zeit übrig hatte, auch nicht zu müde war, nahm sie aus den Resten der einstigen Lehrerbibliothek gerne ein Buch. Nicht um ihrem schmalen Wissen aufzuhelfen — wie sollte sie? Sie brauchte Erregung und eine Entspannung gegen die seelische Wirkung der maschinellen Tagesarbeit. Sie brauchte keine Verführungen und Ausschweifungen für ihre Phantasie. Meist tat es ein Band über fremde Länder, Sitten und Menschen, wie sie ihr Vater auf seinen Schiffsreisen kennen gelernt haben mochte, der Kapitän, der Eisen, Bauwolle, Oel und Fette gefahren hatte. Und wie er auf den Wogen des Meeres hinausgesteuert war, seinen Zielen entgegen: so trieb Greta auf den Strömungen ihrer Vorstellung und Gedankenlust nach Abwechslung und Fernen fort und weiter als der verunglückte Seemann, denn ihr Fahrzeug befuhr auch Länder und Städte.

Aber war dies die einzige Ablenkung und Freude, die sich ein junges Mädchen wünschen und gönnen durfte? Ein Mädchen dieser Zeit. Und würde sie niemals lieben und geliebt werden? Greta fühlte sich sehr einsam.

Und als sie sich wieder einmal ganz verlassen vorkam, hatte sie einen absonderlichen und sentimentalen Einfall, über den ihre Arbeitskolleginnen sicherlich gelacht hätten, wenn er ihnen bekannt geworden wäre. Aber Greta führte ihn ganz heimlich aus. Mit ihrer hübschen Handschrift schrieb sie abends etwas auf einen Briefbogen und legte ihn am nächsten Arbeitsmorgen verstohlen in eines der von ihr gefertigten Streichholzpakete. Ein kleiner Brief war es, für den Zufall geschrieben und auch für die Hoffnung, ein Brief in die unbekannte, lockende Welt. Und das Paket, in das er verschlossen wurde — war es nicht einer der vielen Bausteine an der unendlich langen Fernbrücke, die täglich am Packtisch gebaut wurde? Auf einer Zündholzbrücke sollte Gretas Brief hinauswandern. Sie hatte darin ihrer Verlassenheit Ausdruck gegeben, einem unbekannten Empfänger ein Geständnis gemacht. Hoffentlich, dachte sie, kommt der Brief an einen richtigen Menschen. Und sie stellte sich darunter einen hübschen Mann vor, vielleicht einen Seemann, einen Kapitän oder Lotsen. In einer schlichten Reimerei hatte sie ihrem persönlichen Gefühl nachgegeben.

Bitte! stand groß und zügig auf dem Briefbogen oben . . . und darunter hieß es:

Wer dieses Paket erhält,
Ich bitte ihn, mir zu schreiben.
Ich habe keinen Freund auf der Welt:
Ich möchte nicht traurig bleiben!

Sie hatte mit ihrem vollen Namen Greta Wels unterzeichnet, und daneben die genaue Anschrift der Fabrik vermerkt. Und jetzt stak der Brief in dem Streichholzpaket, das fließende Band führte es von Gretas Tisch weg, und wer wußte, wohin.

Das Paket aber hatte es nicht eilig. Es kam mit den anderen Tagesleistungen aufs Lager der Fabrik und wurde eingestapelt. Die Streichholzpost brauchte ihre Zeit. Endlich, nach Wochen, verfrachtete der Lagerbeamte eine Schiffsladung voll Streichholzkisten — und Gretas Brief. Er trat eine vorbestimmte Reise an.

Längst hatte jedoch Greta ihren Einfall vergessen. Zwar hatte sie einige Zeitlang auf eine Antwort gewartet, da sie aber ausblieb, dachte die Schreiberin auch nicht weiter an ihr Geschreibsel. Sie hatte auch andere Sorgen: ihr Lohn war gekürzt worden, und sie mußte, wegen schlechten Geschäftsgangs der Fabrik, sogar ihre Entlassung befürchten. Monate vergingen. Als sie den Brief geschrieben hatte, war es April gewesen; jetzt war es Oktober. Greta war nicht entlassen worden, der schlechte Sommer war überstanden, nun, im Herbst, ging das Zündholzgeschäft wieder flotter, es werden mehr Streichhölzer angezündet.

Eines Morgens legte der Bürodiener einen Brief vor Greta auf den Packtisch. Für mich? sagte sie erstaunt. Es war ein Brief aus dem Ausland und an Greta gerichtet. Sie sah sofort: eine amerikanische Briefmarke klebte auf dem Umschlag. Wer mochte ihr schreiben? Vielleicht jemand, der etwas über ihren verstorbenen Vater wissen wollte. Sie war sehr neugierig, den Inhalt des Briefes zu erfahren — aber jetzt war keine Arbeitspause, unaufhörlich flossen die Streichholzschachteln heran und erlaubten keine Unterbrechung im Arbeitsgang.

Wir erstaunte sie aber, als sie hernach den in deutscher Sprache geschriebenen Brief las, wobei sie sich erst erinnern mußte, daß sie einmal in einer kuriosen Laune einem Paket ein paar Zeilen beigelegt hatte.

„Wertes Fräulein Wels!" las sie. „Ich habe Ihren dem Zufall anvertrauten Brief erhalten. Da mich das Gedicht — doch wohl von Ihnen selbst verfaßt? — sympathisch berührte, schicke ich Ihnen einen schönen Gruß. Vielleicht freuen Sie sich darüber, so daß Sie wenigstens heute nicht traurig zu sein brauchen. Ihre Streichhölzer kaufe ich gern. Ich bin Inhaber einer Drogerie, die ich von meinem Vater, der Deutscher war, geerbt habe. Mein Geschäft hat eine gute Lage, und die Stadt, wo ich lebe, ist sehr hübsch. Sie heißt Providence, und man hat von ihr nicht weit zum Atlantik . . ." So schrieb der amerikanische Streichholzkäufer. Seinen Namen hatte er unter die Zeilen gesetzt und die Straße, in der sich sein Geschäft befand.

Ein reizender Brief, ein herzlicher Brief! Er stürzte Greta in eine solche Verwirrung, daß sie ganz ihr Frühstücksbrot vergaß und ihre nach der Pause wieder aufgenommene Arbeit völlig geistesabwesend verrichtete. Ihre Gedanken brauchten nicht mehr die Streichholzbrücke: in der Stadt Providence, von wo es nicht weit zum Atlantik ist, ergingen sie sich, in einer schönen Straße, und hier lag die Drogerie . . .

Es war selbstverständlich, daß Greta zu Hause die alte See- und Landkarte ihres Vater vornahm, um die Stadt zu suchen, die einen so schönen Namen trug. Sie fand sie an der Westküste von Amerika, und man hatte von ihr aus nicht weit zum Ozean. Ebenso selbstverständlich war es, daß sie noch am selben Tag den Brief beantwortete. Und wie der Drogist einiges von sich berichtet hatte, so erzählte nun Greta von ihrem Leben, wie sie zu jenem Einfall gekommen war, schrieb von Vater und Mutter, der alten Verwandten und ihrer Fabrikarbeit. Der Brief ging ab.

Mit größerer Spannung wartete Greta nun auf einen neuen Widerhall, auf einen zweiten Brief aus Amerika. Und er kam. Auch der Drogist erzählte jetzt von seinen Eltern, Verwandten und seiner Arbeit. Es war ein langer und hübscher Brief. Und nicht lange danach — Greta hatte schon wieder geantwortet kam noch eine Ansichtskarte, ein Sonntagsgruß, von einem kleinen Badeplatz am Ozean. So ging es eine ganze Zeitlang weiter, Brief folgte auf Brief — die Streichholzbrücke in die Ferne war einer lebendigen Wortbrücke gewichen.

Und wie jede Märchengeschichte der Wirklichkeit entstammt — weil nichts möglich ist außerhalb der Wirklichkeit — so auch diese: Greta, das Streichholzmädchen, und der Drogist, der Streichholzhändler, kamen mehr und mehr einander näher, bis endlich nichts mehr zu schreiben war, nur noch zu tun. William White, der junge Mann, bestieg eines Tages das Schiff und fuhr nach Deutschland zu Greta.

Hier bin ich! sagte er zu ihr, und ich fahre nicht allein zurück.

Und so geschah es.

In der Fabrik ist die kleine Geschichte allmählich bekannt geworden, Gretas Erfindung wurde nachgemacht: viele der jungen Arbeiterinnen haben bereits versucht, auf Gretas Weise dem Glück etwas nachzuhelfen. Aber bisher hat noch keine zweite mit dem Brief im Streichholzpaket Erfolg gehabt. Das Glück wendet selten zum zweiten Male die gleiche Art an.

Vom Hornberger Schießen

Von Reinhold Flamm

So mancher Zeitgenosse hat das Sprichwort, oder besser gesagt, die Redensart — Es geht aus wie das Hornberger Schießen — seinem Sprachsatz einverleibt und vielleicht auch schon recht regen Gebrauch davon gemacht, ohne zu wissen, wo es überhaupt herkommt. So ganz genau wissen es die Hornberger selber nicht, wenn sie auch auf die sprichwörtlich gewordene Berühmtheit ihrer Vaterstadt nicht wenig stolz sind. Jedoch — Noblesse oblige —, nicht nur Reichtum verpflichtet, sondern auch Berühmtheit. Und so sei versucht, hier wiederzugeben, woher der Ruhm und welcher Art er ist, der Hornberg in aller Welt Mund herumkommen läßt.

Um aber zu verhindern, daß der geneigte Leser trotz der Kenntnis des ominösen Sprichwortes in geographische Verlegenheit komme, sei noch einiges über Hornberg und seine Lage wie Bedeutung vorausgeschickt. Dort, wo die jungfräuliche Gutach, abenteuerliche Sprünge über Felsen und schäumendes Jagen durch Talengen allmählich hinter sich lassend, beginnt — die Zukunft fraulicher Reife und behäbiger Breite vorausahnend — züchtig und gemessen durchs Tal sich zu bewegen, dort liegt Hornberg. Massig und schwer, trutzig und stolz grüßt das Hornberger Schloß ins Tal herunter. Wechselvoll waren die Schicksale, die es erlebt hat. Von den Freiherrn von Hornberg zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts erbaut, wurde es eine der wichtigsten Burgen des ganzen Schwarzwaldes. Leider war damals schon der Besitz irdischer Güter ausschlaggebend im Urteil der Menschen, und daher kam es wohl, daß die Hornberger Herren nicht sonderlich geachtet waren. Schon im Jahre 1423 kam ein Teil von Hornberg durch Kauf an Württemberg, im Jahre 1455 kam ein württembergischer Obervogt auf das Hornberger Schloß.

So war nun Hornberg württembergisch, und die Sage erzählt, der zu Anfang des 18. Jahrhunderts in Württemberg regierende Herzog habe plötzlich das Verlangen gehabt, seine Stadt Hornberg wie auch den gesamten Westteil seines Landes zu besichtigen. Gesagt — Getan! Der damalige Landesvater der Hornberger scheint ein Freund schneller Entschlüsse gewesen zu sein, schon nach drei Tagen wurde die Reise angetreten. Kuriere jagten voraus, um überall die Ankunft des allergnädigsten Herrn zu vermelden. Wie in einem aufgestöberten Wespennest mag es in Hornberg ausgesehen haben, als die überraschende Kunde eintraf. Daß man den Herzog gebührend empfangen müsse — darüber herrschte eine erfreuliche Einmütigkeit. Ein Fest sollte gefeiert werden, daß es nur so krachte; und wenn es krachen sollte, dann mußte geschossen werden. Die alten Kanonen wurden hervorgeholt und geputzt, und bald krachte und knallte es vom Schloßberg herunter, daß das ganze Tal dröhnte. Doch das war nur der Auftakt, das Probeschießen. Das gefiel aber den Hornbergern so wohl, daß sie nicht mehr aufhören konnten, bevor alles Pulver verschossen war. Und als Matthä am letzten war, kratzte sich der Herr Bürgermeister hinter dem Ohr und verfluchte die verdammte Knallerei lang und anhaltend. Endlich fand er einen Ausweg. In der kurzen Zeit Pulver zu verschaffen war ein Ding der Unmöglichkeit. Da rief er die „Stützen der Gesellschaft", die Herren Räte zusammen, und eröffnete ihnen, daß es beim Eintreffen des Herrn Herzogs ihre Obliegenheit sei, laut und kräftig „puff — paff" zu schreien. Eifrig und voll guten Glaubens — Eigenschaften, die die Hornberger zu allen Zeiten auszeichneten — übernahmen die Stadträte ihr Amt mit der Ueberzeugung, der Herr Bürgermeister werde die Sache schon recht machen und wissen. Der Festtag kam, der Herr Herzog auch, die Väter der Stadt schrien aus Leibeskräften „puff — paff". Der Landesvater verstand jedoch keinen Spaß, er fühlte sich genasführt und verschrieb den Hornberger Kanonen je einen Tag Loch. Und was dem Bürger recht ist, ist dem Bürgermeister dreimal recht — und so bekam er drei Tage.

Und so ging das Hornberger Schießen recht betrüblich aus.

Für die Entstehung der Redensart vom Hornberger Schießen gibt es noch eine andere Lesart. Die Hornberger waren zu allen Zeiten große Schützen vor dem Herrn. Am Johannistag des Jahres 1667 hielten sie ein großes Schützenfest ab. Der beste Schütze sollte Schützenkönig werden. Nach dem gut verschlafenen Gottesdienst und nach gründlichem Ausprobieren des Markgräflers, der heuer besonders gut geraten und billig war, ging es zum Schießen. Aber keiner der Schützen traf die Scheibe; wie ein Chronist vermeldet, „sei etzliche Zauberey im Spiele gewesen". Der Wirt allerdings, der ein schlimmer Ketzer war, glaubte nicht an die „Zauberey" und gab dem Markgräfler die Schuld. Zu allem Unglück ging nun auch das Zündkraut noch aus, und die Aussicht der Hornberger, für dieses Jahr einen Schützenkönig zu bekommen, war gering. Vielleicht wäre es auch einmal ohne einen solchen gegangen, wenn nicht ein rabiater Gemeinderat verlangt hätte, daß Hornberg seinen Schützenkönig haben müsse.

Auch hier wußte der Bürgermeister Rat. Er verordnete wie folgt: „Sintemalen das Zündkraut zu Ende gegangen ist, ist das Schießen anjetzo unmöglich. Deswegen wird nun unser Scheibenzeiger beauftragt, zu Messen, wie weit und nahe ein jeder Schütze an der Scheibe vorbeigeschossen hat." Soweit wäre alles gut gegangen. Allein der Scheibenzeiger war zu gewissenhaft und vermeldete, daß die Kugeln in der Luft keine Spuren hinterlassen hätten und ein Messen, „ein Ding der Unmöglichkeit" wäre. So hatte der Bürgermeister seinen Treff, die Stadt Hornberg leider keinen Schützenkönig, dafür aber die Nachwelt die Redensart vom Hornberger Schießen, die treffend ausgedrückt wird in folgendem Reim:

Jedwedes Kind auf der weiten Erd'
vom Hornberger Schießen hat gehört.
Das Pulver ging aus zur schönsten Stund,
so daß man nit mehr schießen kunnt.

In Straßen und Gassen des heutigen Hornberg, das sich von einem alten Burgstädtlein zu einer freundlichen und beschaulichen Fremdenstadt des Schwarzwaldes gewandelt hat, sind die Zeugen alten Geschehens noch sichtbar. Hochgiebelige Häuser, alte Brücken und stillvertraute Winkel formen das Antlitz der Stadt. Von hoher Bergeszinne herab grüßt das Schloß, die Stätte dereinst des Hornberger Schießens heute einer der schönsten Kurorte des Schwarzwaldes, aus allen Teilen Deutschlands viel besucht. Und die vielen Fremden, die sich alljährlich in Hornberg einfinden und des Schwarzwalds Schönheiten hier genießen, sich hier in seiner Wälder Pracht ergehen, auf die Berge steigen, oder sich im herrlichen Schwimmbad tummeln, — sie alle fühlen sich wohl, wo Altvergangenes aus Ecken und Winkeln, von Haus und Schloß gar lustig kichert, wo Schönheit der Schwarzwaldlandschaft mit allen Annehmlichkeiten der Gegenwart herrlichsten Aufenthalt gewährleistet. Doppelt schön läßt sich unter diesen Voraussetzungen hören und im wahrsten Sinn erleben — die lustige und ergötzliche Mär — vom Hornberger Schießen.

Fahrt über den Schnee

Blendendweiß und schattenblau
Liegt die weiche Welt, durch die ich gleite;
Schneebelad'ne Tannen ducken
Sich grotesk am Weg, doch in die Weite
Schwärmt mein Blick, bis dort wo ird'sche
Schwere geht in leichten Himmelshauch.
Dorthin möcht' ich gleitend geh'n, doch
Immer, wenn ich sicher glaube, ich brauch'
Nur die Hände auszustrecken,
Um die weite Ewigkeit zu fassen,
Narrt mich krasse Wirklichkeit!
Dennoch kann ich nicht mein Wunschbild lassen,
Wird es jetzt auch Traumbild bleiben.
O, ich weiß, daß wir auf Erden müssen
Kämpfend streben, bis dann einmal
Wir die Schöpferhände dürfen küssen.

Paul Erich Schütterle.

Liedertafel und Volksgesang

Die Keimzellen der Musikkultur im deutschen Volke

Von Prof. Dr. h. c. Georg Schumann, Direktor der Berliner Singakademie, Meister der Zelterschen Liedertafel.

Im Januar feiert die älteste deutsche Liedertafel, nach ihrem Begründer, dem Goethefreund Zelter, die Zeltersche Liedertafel genannt, den 125. Jahrestag ihres Bestehens. D. Schriftltg

Wenn wir des Tages der Gründung der Zelterschen Liedertafel gedenken, so hat das eine tiefgehende Berechtigung, denn nach dem Muster dieser Vereinigung haben sich in ganz Deutschland alle bestehenden Liedertafeln und Männer-Gesangvereine gebildet, so daß die Zeltersche Liedertafel zur Keimzelle dieses Zweiges der deutschen Musikkultur geworden ist. Man muß bedenken: in jeder noch so kleinen deutschen Stadt, ja noch so kleinem Dorf gibt es irgend einen Männer-Gesangverein, der die Musikliebhaber und Sangesfreunde des Ortes zur Pflege des Volksliedes und Chorliedes zusammenfaßt. In einem solchen Ausmaße und in dieser Kulturhöhe existieren derartige Vereine wohl nur in Deutschland und den Ländern deutscher Zunge: Solche Dilettanten-Organisationen haben aber ihre befruchtende Wirkung auch auf dem Ausland ausgeübt.

Die Zeltersche Liedertafel besteht heute noch in gleicher Weise wie zur Zeit ihrer Gründung und, was besonders wertvoll erscheint: sie pflegt ihre alten Traditionen genau in derselben Art wie im Laufe des vergangenen Jahrhunderts. Während die meisten Liedertafeln zu konzertgebenden Gesangvereinen geworden sind, ist die Zeltersche Liedertafel die Vereinigung von musikliebenden Männern geblieben, die sie war, welche nach alter Sitte ihre Lieder eben bei der Tafel, bei einem Glas edlen Weines in echt E.T.A. Hoffmann'scher Stimmung von echt kameradschaftlichem Geiste beseelt, singen. Sie pflegen die Lieder ihres alten Bestandes genau in derselben Form wie ehedem. Nicht einen Gesangverein im heutigen Sinne wollte Zelter gründen, sondern eine Tafelrunde — König Artus' Tafelrunde schwebte ihm wohl vor — von gleichgesinnten Freunden, die, verschieden in ihrem Beruf und in ihrer Stellung, einig waren in idealer Gesinnung, patriotischer Betätigung, glühender Vaterlandsliebe und Liebe zum Gesang. Als die Zelter-Tafel im Jahre 1809 begründet wurde, gab es noch keine Männerchor-Literatur. Die „Täfler" schrieben sich ihre Chöre selbst und schufen auch die textliche Unterlage dazu. So war jeder der Täfler zur Hebung des Bestandes verpflichtet, und selbst die gelegentlichen Gäste hatten sich dieser Sitte zu fügen.

Am meisten hat Karl Friedrich Zelter selbst beigetragen, und sein Freund Goethe und auch Schiller, Körner, Brentano, v. Arnim, Ernst Moritz Arndt u. a. beschenkten die Zelter-Tafel mit eigens für die Tafel geschriebenen Gedichten, so Goethe mit den berühmten Liedern „Ergo bibamus" (das die Zelter-Tafel im Originalmanuskript besitzt). „In allen guten Stunden", „Die heiligen drei Könige", „So lang man nüchtern ist", Schiller mit „Freude, schöner Götterfunken", „Nimmer, das glaubt mir, erscheinen die Götter allein" und vielen anderen. Nach dem im Jahre 1818 zuerst gedruckten Textbuche besaß die Tafel bereits 300 eigene Lieder. Der Sinn dieser Liedertafel ist in einem Vorwort zu diesem Textbuch in folgenden Worten trefflich charakterisiert: „Bei Wein- und Tischgesellschaft allmonatlich an einem Dienstagabend nach der Singakademie und zwar aus guter Absicht, um die Zeit des Vollmondes mit heiterer Freude Gesang auszuüben." Auch heute besteht die Zeltersche Liedertafel wie ehedem aus 25 Herren, die sich einmal in vier Wochen zur Tafel versammeln.

Wenn Zelter heute erwachte, er könnte wie einst den Platz des Meisters in der Mitte der Tafel einnehmen; er fände vor sich die alten geschriebenen, dickleibigen Partiturbände, er ergriffe als Taktstock den Hammer, der an seinen Baumeisterberuf erinnert und er tränke aus dem blinkenden, herrlichen, von Schinkel entworfenen Bronzepokal, der schon 1813 zu Ehren des früh durch den Tod entrissenen Mitgliedes, des Augenarztes und Komponisten von „Integer vitae", Dr. Ferdinand Flemming, gestiftet wurde, mit edlem Rheinwein den Täflern den Willkommengruß zu.

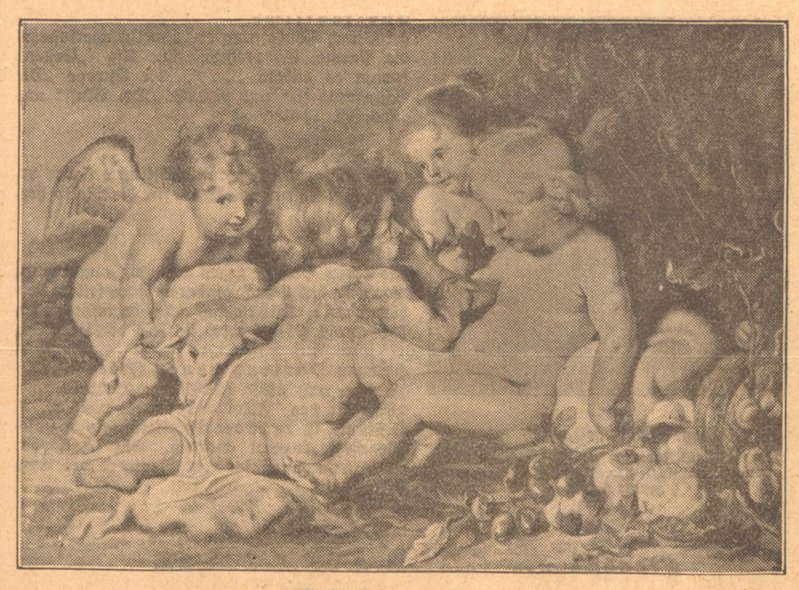
Aber noch eine tiefere Bedeutung hatte die Gründung der Zelter-Tafel. Preußen befand sich nach den demütigenden Ereignissen von 1806/07 im Zustande tiefster Erniedrigung. „Das Land war ein Raub der Verarmung", wie es in dem „Aufruf an mein Volk" vom 17. März 1813 heißt. Die Gründung der Liedertafel ist ein Glied in der Kette jener Bemühungen, sich emporzuraffen zu neuem kräftigen Leben. Aehnlich den heutigen Zeiten und Bestrebungen sollte sie den patriotischen Sinn und die Liebe für das Vaterland stärken helfen. Als Gründungstag hatte Zelter ursprünglich den 23. Dezember 1809, den Tag der Rückkehr des Königs von der Flucht nach Ostpreußen, vorgesehen. Auch dies beweist die Verbundenheit der Zelter-Tafel mit den patriotischen Ereignissen dieser Jahre, und in den damals entworfenen Satzungen heißt es noch bestimmter: „Die Liedertafel sieht sich als eine Stiftung an, welche die ersehnte Zurückkunft des Königlichen Hauses feiert und verewigt." So sind auch die ersten Gesänge der Tafel auf diesen patriotischen Inhalt gestimmt. Und so hat es die Tafel in den 125 Jahren ihres Bestehens gehalten und von diesem Geiste der Treue und Liebe zum Vaterland ist sie auch heute beseelt.

Man muß bedenken, das die traulichen Abende der Zelterschen Liedertafel im Laufe einer Zeitspanne, die mehr als ein Jahrhundert umfaßt, ohne Unterbrechung, trotz Perioden furchtbarer Bedrängnisse, trotz schrecklicher Kriegsnot und Hemmungen aller Art stattgefunden haben. Im neuen Deutschland wird auch sie der alte Baustein zu dem Fundament der im deutschen Volke tief verwurzelten Musikkultur bleiben.

Die Zeltersche Liedertafel ist nicht öffentlich hervorgetreten; es war nicht ihr Zweck, Konzerte zu veranstalten. Treu die Traditionen, wie sie von ihrem Stifter aufgestellt sind, weiter zu pflegen, ist ihr alleiniger Sinn. Sie bildet eine Oase in dem stürmenden Leben der Neuzeit, und die wenigen Gäste, die gelegentlich an den Tafeln teilnehmen, vernehmen dort noch etwas von dem Hauch Goethescher und Zelterscher Zeiten. Der dritte Vers von Goethes Gedicht „In allen guten Stunden" wird als Sinnspruch für die Zelter-Tafel und Singakademie auch für künftige Zeiten Geltung haben:

Wer lebt in unserm Kreise,
Und lebt nicht selig drin,
Genießt die freie Weise
Und treuen Brudersinn?

So bleibt durch alle Zeiten
Herz Herzen zugekehrt,
Von keinen Kleinigkeiten
Wird unser Bund gestört.



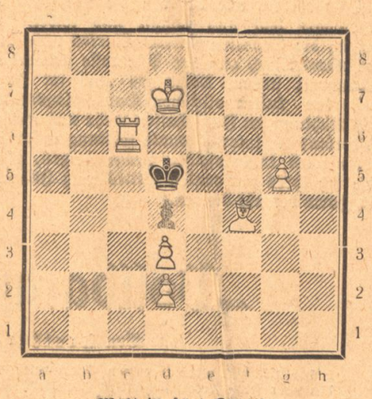
Meisterbilder von Kindern
Das Christkind mit Johannes und Engeln
Gemälde von Peter Paul Rubens (geb. 1577 in Siegen bei Köln, gest. 1640 in Antwerpen).

Badisches Schach

Herausgeber Badischer Schachverband im Großdeutschen Schachbund

Folge 2, Jahrgang 1934.

Problem Nr. 1
Karl Müller-Löcherberg.
Urdruck.



Matt in drei Zügen.
Weiß: Kd7, Tc6, Lf4, Bb2, b3, g5.
Schwarz: Kd5, Bb4.

Zwei Partien aus der Rheinmeisterschaft
Damengambit.

Weiß: Heinrich-Mannheim.
Schwarz: Engels-Düsseldorf.

1. d2—d4, Sg8—f6. 2. c2—c4, e7—e6. 3. Sb1—c3, b7—b5. 4. Lc1—g5, Sb8—d7. 5. e2—e3, c7—c6. 6. Sg1—f3, Dd8—a5. 7. Sf3—d2, b5:c4, Lg5:Sf6, Sd7:Lf6. 9. Sb2:c4, Da5—c7. 10. Lf1—b3, Lf8—e7. 11. 0—0, 0—0. 12. a2—a3, Tf8—d8. 13. Dd1—e2, Lc8—d7. 14. b2—b4! Sehr richtig, zunächst sichert Weiß in aller Ruhe seinen Damenflügel, die Angriffsmöglichkeiten am Königsflügel laufen ihm nicht davon. 14. . . Ld7—e8. 15. f2—f4, b7—b6. 16. Tf1—c1, c6—c5. 17. d4:c5, b6:c5. 18. b4—b5! Der Hauptkriegsschauplatz wird auf den Damenflügel verlegt, eine überraschende Wendung, die der Stellungsbeurteilung des jungen Mannheimers alle Ehre macht. 18. . . Sf6—d5. 19. Ta1—b1, Ta8—b8. 20. a3—a4, g7—g6. 21. g2—g3, f7—f5. 22. e3—e4, Sd5—b4. 23. Tc1—d1, Td8—d4. 24. Sc4—e5, c5—c4. 25. Lb3:c4, Dc7—c5. 26. Kg1—H1, Tb8—b8. 27. Td1—d5, Dc5:d4. 28. Lc4:e6 + Kg8—g7. 29. Sc3—d5, Sb4:d5. 30. e4:Sd5, Dd4:a4. 31. Se5—c6! Le8:Sc6. 32. b5:Lc6, Le7—d6. In dieser Stellung findet Weiß einen in seiner Einfachheit klassischen Gewinnweg.

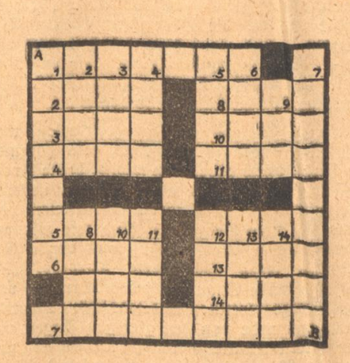
33. c6—c7! Ld6:c7. 34. Tb1—b7, Da4—a1+. 35. Kg1—g2, Td8—b8. Ein letzter Versuch um Gegenspiel zu bekommen; aber die prächtige Wendung. 36. Tb7:Lc7+, Kg7—h6. 37. Le6:f5! Da1—d4. 38. De2—h5+!! enthebt Schwarz jedes weiteren Kopfzerbrechens. Eine sehr gute Leistung von Heinrich.

Damengambit.

Weiß: Heinrich. Schwarz: Hussong.

1. d2—d4, d7—d5. 2. c2—c4, e7—e6. 3. Sb1—c3, c7—c5. 4. e2—e3, Sg8—f6. 5. Sg1—f3, Sb8—c6. 6. Lf1—d3, Lf8—d6. 7. 0—0, 0—0. 8. Dd1—e2, Dd8—e7. 9. b2—b3, b7—b6. 10. Lc1—b2, c5:d4, die erste Unterbrechung der Symetrie. 11. e3:d4, Ld6—a3. 12. c4:d5, La3:b2. 13. De2:b2, Sc6—b4. 14. Ld3—e4, Sb4:d5. 15. Lc4:d5, e6:Ld5. 16. Ta1—c1, Lc8—a6. 17. Tf1—e1, De7—d6. 18. Sf3—e5, Ta8—c8. 19. b3—b4, Sf6—e4. Nach Angabe von Hussong war hier Lc4 solider, mit Rücksicht auf die furchtbare Zeitnot seines Gegners wählte er die überscharfe Fortsetzung um zu komplizieren. Sein Pech aber war es, daß Heinrich Zeitnot und Verwicklungen in virtuoser Weise meistert. 20. Sc3:e4, Tc8:Tc1. 21. Te1:Tc1, d5:Se4. 22. b4—b5! Auch in dieser Partie bringt der b—Bauer die Entscheidung. La6—b7. 23. Se5—c6, a7—a6. 24. a2—a4, Tf8—c8. 25. Db2—c3, a6:b5. 26. a4:b5, Lb7:Sc6. 27. b5:Lc6, Dd6—d5. 28. Dc3—a1!! Dd5—e6. 29. Da1—a6, e4—e3. 30. d4—d5! e3:f2+. 31. Kg1—f1, De6—f5. 32. c6—c7, Kg8—f8. 33. d5—d6, b6—b5. 34. Da6:Tc8! De6:Dc8. 35. d6—d7. Aufgegeben. Wiederum eine klare und logische Gewinnführung!

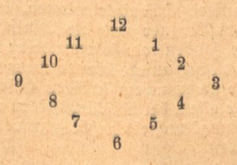
Rätselecke
des „Führer"



Kreuzwort-Rätsel

Waagrecht und senkrecht: 1. Uebersichtliches Verzeichnis, 2. Israelitischer König, 3. Raubtier, 4. Spanischer Strom, 5. Bestimmte Obsternte, 6. Biblisches Land und Volk, 7. Römischer Kaiser, 8. Altnordische Sagensammlung, 9. Großes Gotteshaus, 10. Schlachtort aus dem zweiten schlesischen Kriege, 11. Weiblicher Personenname, 12. Gebirge in Griechenland, 13. Haustier, 14. Andere Bezeichnung für Bruchstück. — Die Diagonale A—B nennt einen weiblichen Personennamen.

Ziffernblatträtsel



An Stelle der Ziffern sind Buchstaben zu setzen, so daß bedeuten: 1—2: persönliches Fürwort, 1—4: Baum, 5—7: Wink, 7—8: griechischer Buchstabe, 7—2: Wandpfeiler, 9—11: Ebene in Belutschistan, 9—12: Bürde, 9—2: schlechte Eigenschaft, 10—11: Note, 10—12: Teil des Baumes, 10—2: Blume, 11—2: Raummaß, 11—5: Fisch, 12—2: spanischer Küstenfluß.

Bilderrätsel

Verschieberätsel

BESTIEN
SCHAKAL
SCHNAKEN
EIRENE
LEIBFUCHS
FANATIKER
LEHAR
MYLORD

Die Wörter sind seitlich so zu verschieben, daß zwei Senkrechte einen deutschen Dichter und sein Werk nennen.

Auflösungen unserer Rätsel

Kreuzworträtsel

Waagrecht: 2. Bus, 4. lebet, 6. Mirakel, 8. Bern, 9. Tief, 11. Pate, 12. Relief, 14. Pole, 15. Bon, 16. Bier, 18. Ballon, 21. Gnom, 23. Mars, 24. Rot, 25. Dom, 27. Stil, 28. Ritt, 31. Nestor, 33. Seil, 35. Das, 36. Ster, 37. Reisig, 39. Isar, 40. Reis, 41. Oder, 42. Bettler, 44. Berge, 45. Lia; Senkrecht: 1. Kuba, 2. Bern, 3. Sekten, 4. Lire, 5. Tell, 6. Meteor, 7. Leib, 8. Ball, 10. feig, 11. Polster, 12. Rom, 13. Fenster, 14. Paris, 17. Rotor, 18. Bat, 19. Not, 20. Ton, 22. mir, 26. Messer, 29. Tier, 30. Tag, 32. Star, 34. lieb, 35. Distel, 38. Sieb, 39. Idee, 41. Olga, 43. Trio.

Auflösung der Schach-Aufgabe

Weiß hatte eben zu rochieren begonnen und den König zuerst auf g1 gestellt. Jedem er nun Th1 auf f1 stellt, vollendet er die Rochade und setzt den schwarzen König gleichzeitig matt.

Silbenrätsel

1. Ites, 2. Nobile, 3. Unglück, 4. Natal, 5. Sacramento, 6. Substantiv, 7. Enzian, 8. Lupine, 9. Barlach 10. Status, 11. Amulett, 12. Lenau, 13. Lawine, 14 Eiland, 15. Ibykus, 16. Nonne, 17. Livland, 18. Inlet 19. Eitorf, 20. Groningen, 21. Torgau, 22. Dvorak, 23 Ilmenau, 24. Eminenz,
= „In uns selbst allein liegt die Zukunft des deutschen Volkes."

Kulturpolitische Aufgaben des deutschen Tonfilms

Von Dr. Karl Rügheimer

Bei der Beurteilung der deutschen Filmsaison 1933/34 und alles in ihr Geschaffenen und Geplanten werden wir diesmal mehr als sonst daran denken müssen, daß es zu den Aufgaben deutscher Filme heute in ganz besonderem Maße auch gehört, dem neuen Reiche draußen Verständnis und Freundschaft zu werben. Wie entstellend alle die gewissenlosen Verleumdungen und Boykottaufrufe der jüngsten Vergangenheit das Bild des neuen Deutschlands zeichneten, kann gerade der Film überzeugend beweisen; einmal durch seine künstlerischen Leistungen, dann durch den Einblick, den seine Handlung in den deutschen Lebensstil von heute gewährt.

Es ist selbstverständlich, daß nur der bewußt deutsche und bewußt künstlerische Film diese kulturpolitische Aufgaben lösen kann. Bildfolgen internationalen Gepräges, die durch die Verwischung wesenseigener Merkmale die Gunst des Weltpublikums zu erkaufen suchten, würden mit ihrer Werbung nur in sehr geringe Tiefen des Erlebens vorstoßen können; die Anerkennung einer schauspielerischen oder technischen Leistung möchte immerhin der Erfolg sein, aber bald wäre der flüchtige Eindruck durch einen anderen verdrängt. Dasselbe Schicksal muß jeder Film erwarten, der sich mit unkünstlerischen Mitteln nur an den Augenblicksgeschmack der Massen wendet. Man

Nach dem Start!
Freiballon-Aufstieg im Ufa-Tonfilm „Abel mit der Mundharmonika" mit Karin Hardt, Hans Brausewetter und Heinz v. Cleve.

darf gerade in der künstlerischen Kulturpropaganda das Moment der sogenannten Publikumswirksamkeit nicht überschätzen; den Rückschluß durchzuführen von einem Kunstwerk auf das völkische Kulturganze, aus dem es geboren wurde, sind doch nur die Beschauer von einem gewissen Bildungsgrad imstande, so daß sich die Mühe gar nicht lohnt, im fremden Volk unbedingt auch den Aermsten im Geiste gewinnen zu wollen. Dagegen wird ein anspruchsvoller deutscher Film, der in Stil und Stoff schlicht und groß aus den Tiefen menschlichen Schicksals schöpft, auch im Ausland immer ein genügend breites Publikum finden. Und wenn er dann bemüht ist, die ewig gültigen menschlichen Werte durch das bewußt nationale Spiegelbild sichtbar zu machen, muß sich dem Betrachter der tiefe Eindruck nachhaltig mit der Wertschätzung des ganzen deutschen Kulturkörpers verbinden. Von den geistig führenden Schichten aus wird dann die Achtung vor dem Deutschtum die Völker durchdringen.

Für zwei Arten des Stiles kann sich der künstlerisch wertvolle Film entscheiden: Er kann die Wirklichkeit des Alltagslebens widerspiegeln, steigern, verdichten und ihre Hintergründe aufdecken. Oder er kann die Realität entstofflichen, zum tändelnden Märchen auflösen. Die zweite Tendenz, die heute durch den französischen Film Rene Clairs am deutlichsten verkörpert wird, muß sich notwendig wieder dem Internationalismus nähern; denn auf den harten Boden der Wirklichkeit sind die Wesensunterschiede der Nationen gestellt. Will ich zeigen, wie der deutsche Mensch der Gegenwart lebt und kämpft und leidet, so darf ich die Gestalten meines Werkes nicht in eine unwirkliche, aus der Phantasie geborene Traumwelt stellen. Möge sich auch im Interesse der kulturpolitischen Durchschlagskraft diese Richtung im Filmschaffen mehr und mehr verstärken; die internationale Geltung unserer Werke wird in demselben Maße steigen, als diese sich ihres nationalen Stiles nach Inhalt und Form bewußt bleiben.

Hertha Thiele als Monika in dem Bavaria-Film
„Die weiße Majestät"

„Volldampf voraus!"

Von Freiherrn von Spiegel

Der Manuskriptverfasser und Sachberater des Europa-Films „Volldampf voraus" schreibt im folgenden über seine Arbeit für dieses Filmwerk. Freiherr von Spiegel hat seine seemännischen und maritimen Erfahrungen bereits im „Morgenrot" dem Film zur Verfügung gestellt und diesem Werk dadurch zu einem beachtenswerten Erfolge verholfen.

Wer hat nicht schon einmal gerne hinter die Kulissen geguckt oder hätte dies zum mindesten nicht gerne getan. Und ich kann nach meinen Erfahrungen mit „Morgenrot" und „Volldampf voraus" versichern, daß dieses Kulissengucken beim Film noch viel amüsanter ist als beim Theater.

Da ist zunächst der Titel dieses neuen Marinefilms, über den wir, d. h. die Europa, Carl Froelich und ich als Autor und Marinesachverständiger, uns absolut nicht einigen konnten. Die Filmgesellschaften wollten „Volldampf voraus", ich dagegen wollte diesen streng realistischen, schneidigen Torpedobootsfilm den sachlich richtigeren Titel „Aeußerste Kraft voraus" geben, wie das entsprechende Kommando seit je her in der Reichsmarine heißt. „Volldampf voraus" sei ein Flottenverein, behauptete ich.

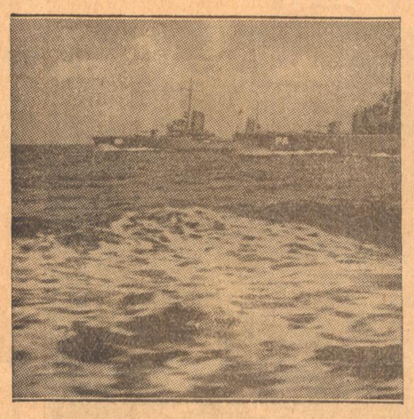
Da sind wir eines schönen Tages in Wilhelmshaven, und ich zeige Herrn Froelich und seinen Herren unser schönes, altes Marineoffizierkasino. Als wir gerade in den Festsaal gehen wollen, dessen Wände die „Bohndschen" Riesengemälde schmücken, deutet einer der Herren auf zwei tief in das Paneel eingeschnitzte Worte, die über der Eingangstür prangten — und gleich darauf lachen mich alle aus —, denn da stand das von mir entrüstet abgelehnte Wort „Volldampf voraus". Da konnte ich ja nun nicht mehr gegen an.

Unsere Arbeit war mühsam, zeitraubend und kostspielig — aber ausgesprochen nett. Sommer und Herbst durch arbeiteten wir, d. h. die Froelich-Film-Ges. auf fast allen Schiffen unserer Marine und in allen ihren Garnisonen von Pillau bis nach Helgoland. Und wie wir arbeiteten! Jeder scharfe Schuß aus einem Geschützrohr, jeder abgefeuerte Torpedo, jede weißschäumende Bugwelle, jedes Manöver von Schiffen oder Flottillen und jede schöne Meeresstimmung wurde von den gierigen Augen unserer vielen Kameras ausgekundschaftet und gefressen. Wir waren zeitweise mit 40 Mann unterwegs und haben unsere schwer arbeitende Reichsmarine gehörig belämmert. Und doch hatte ich den Eindruck, daß wir trotz aller Ansprüche — und Carl Froelichs Ansprüche sind nicht klein — überall, wo wir hinkamen, gern gesehen waren, denn das Entgegenkommen vom Flottenchef bis herunter zum Matrosen war unbeschreiblich schön und groß.

Wir waren ja allerdings eine lustige Clique, gewissermaßen ein munteres Völkchen und hatten uns völlig „mariniert". Carl Froelich war unser „Admiral", der mich zu seinem „Chef des Stabes" machte. Der Herr mit dem Diätenbeutel war unser „Schiffzahlmeister", der Produktionsleiter unser „Erster Offizier", die Kameraleute die Stückmeister und der Requisiteur mit seinem verknitterten Ledergesicht, das Mädchen für alles, der „Flaggleutnant". Nur für unsere Schauspielerinnen, die niedliche Margot Wagner und die komische Christine Grabe, fanden wir so recht keine passende Charge, was aber unsere blauen Jungens nicht hinderte, sie an manchem lustigen Hafen-Drehtag und vor allem bei Abschiedsfeiern während des Herstellungswechsels gehörig zu verwöhnen und zu feiern.

„Volldampf voraus" ist keine Wochenschau, sondern ein regelrechter „Carl-Froelich-Film". Jeder Filmbesucher in Deutschland weiß, was das heißt. Die tragende Männerrolle spielt Karl-Ludwig Diehl, der, wenn er in seiner Kapitänleutnantsuniform auf der Kommandobrücke stand oder zwischen seinen „Kollegen" in der Torpedobootsmesse bei dem herrlichen, zollfreien Whisky saß, nicht von einem echten „Zerstörer-Kommandanten" zu unterscheiden war.

„Volldampf voraus" war für mich, nachdem ich mich mit dem Titel abgefunden hatte, als Autor und Froelichs „Stabschef" eine reine Freude und wird es in seinem frischen, echten Marineton hoffentlich auch für viele deutsche Volksgenossen sein.



Torpedoboot-Wettfahrt!
Ein Höhepunkt aus dem großen Flotten-Film „Volldampf voran", den Carl Froelich für die Europa hergestellt hat.

Film-Notizen

Die „Lore" als Film
will uns die Terra bescheren, denn Franz Rauch ist von ihr beauftragt, ein Textbuch für ein Film „Grüß mir die Lore noch einmal . ." zu schreiben.

Zwei nordische Filme
werden demnächst in allen deutschen Lichtspieltheatern laufen: „Fünf fesche Mädels" und „Kammerkätzchen" nach dem bekannten Roman „Wir, die den Küchenweg gehen".

Emil Jannings
ist in Berlin eingetroffen, um die letzten Vorbereitungen für den NDS.-Film „Zum schwarzen Walfisch" zu treffen, dessen französische Version unter dem Titel „Fanny" (Nach Pagnol) dort einen sensationellen Erfolg hatte.

Harry Piel
dreht, wie schon gemeldet, einen Fernseh-Film, der den vielversprechenden Titel führt „Für uns gibts kein Geheimnis mehr".

Dr. Arnold Franck
hat jetzt mit den Innenaufnahmen zu seinem großen Hochgebirgsfilm „Der König vom Montblanc" begonnen, in dem u. a. Sepp Rist und Brigitte Horney mitwirken.

Der Albers-Film „Gold"
erfordert ganz besondere Atelierbauten. Bei Neubabelsberg ist jetzt ein ganzes Kraftwerk gebaut worden, das die größte Filmdekoration darstellt, die jemals auf dem europäischen Festland errichtet wurde.

Charlotte Susa
wird in ihrem „Urlaub" aus Hollywood für die Europa die weibliche Hauptrolle in dem Film „Abenteuer im Südexpreß" spielen; ihr Partner ist Karl-Ludwig Diehl.

Kurztonfilme
heißt nach Abschaffung des Zweischlagersystems die Parole. Es drehen: Die Ufa „Erstens kommt es anders . . . .", die Europa „Die Schlagerpartie" und NDS. „Dr. Bluff" und „Los Nr. 13 013".

„Eskimo"
heißt ein großer Expeditionsfilm, den der berühmte Regisseur van Dycke für die Metro herstellte.

Lilian Harvey
hat einen Prozeß gegen die Fox angestrengt, worin sie das Synchronisieren ihrer Filme verbieten will. Künstlerisch sehr begrüßenswert, aber ihren Prozeß wird sie doch verlieren.

Henny Portens neuer Film
„Mutter und Kind" (Tofa) nach Hebbels Dichtung, für den Film bearbeitet von R. A. Stemmle, ist unter der Spielleitung von Hans Steinhoff beendet worden. Ein Teil der Außenaufnahmen fand in Neuwerk bei Cuxhafen statt.

Lustige Filmgeschichte

Klöpfer spielte bei der Ufa in dem Film „Flüchtlinge" den Führer der Wolgadeutschen. Die Rolle des Laudy verpflichtete ihn, sich nicht zu rasieren. Er mußte mit beachtlichen Bartstoppeln geschmückt durch die Straßen Berlins schreiten, kein Rasiermesser durfte ihn zum „feinen Mann" machen

Eines guten Tages wurde er von Freunden zum Mittagessen eingeladen. Klöpfer klingelt an der Tür. Das Mädchen, eine echte Berlinerin, öffnet, sieht einen unrasierten, struppigen Mann draußen stehen und fährt ihn an: „Sie sind nun der sechste, der bei uns klingelt. Den janzen Tag kann man nichts wie an die Tür rennen, weil die Bettler einem das Haus einlaufen . . .!"

Klöpfer dreht bescheiden seinen Hut zwischen den Händen und kann nicht zu Wort kommen.

„. . . Immer diese Bettelei, als ob wir selbst noch viel zu futtern hätten . . ."

Klöpfer macht einen Versuch, sich zu erklären, er sei hier Gast usw., was kläglich mißlingt, denn schon geht es weiter:

„. . . einen janz juten Mantel haben Sie ja noch an, haben wohl früher mal bessere Tage jesehn — na ja — kommen Sie rein in die Küche, die Jnädige hat heute sowieso Gäste, da kommt's auf einen mehr oder weniger auch nicht an."

Plötzlich erscheint die Hausfrau, herzliche Begrüßung — das Mädchen flüchtet entsetzt in die Küche!

Arabische Geldwechsler
Aus dem Kulturfilm der Bavaria „Arabien".
Verleih: Bayerische Filmgesellschaft.

Deutsche Frau auf Vorposten

Ein Tatsachenbericht von Hilde Huber

Wir beginnen heute mit einer Serie von spannenden und lehrreichen Schilderungen deutscher Frauenschicksale, die wir in zwangloser Folge im Rahmen unseres „Führer am Sonntag" fortsetzen werden.

Viel zu wenig wird es betont, daß wir ein Hundertmillionenvolk sind. Ungefähr 40 Millionen unserer Volksgenossen leben jenseits der Grenzen ihres Heimatlandes. In Japan und China, in Indien und im nahen Orient, in Amerika, Afrika und Australien, auf der ganzen Welt begegnen wir deutschen Landsleuten, die als Kaufleute oder Techniker in fremden Ländern leben, die als Vorposten der deutschen Wirtschaft bemüht sind, ihrem Vaterland neue Absatzmöglichkeiten zu erschließen. Ein Drittel also aller Deutschen lebt unter fremder Oberhoheit. Denn die Heimat bietet nicht genug Lebensraum für alle diejenigen, die aus eigener Kraft aufbauen wollen. Wenn früher die deutschen Auswanderer in großer Zahl dem Deutschtum verloren gingen, so lag das in der Hauptsache an dem Mangel an deutschen Frauen. Fünfundzwanzig Millionen Deutsche zum Beispiel leben in Nord-Amerika — und fünf Millionen Oesterreicher — aber nur fünf Millionen sprechen ihre deutsche Muttersprache.

An der ursprünglichen Bildung des Burenvolkes waren mehr als 50 Prozent deutsche Männer beteiligt und nur 30 Prozent Niederländer. Auf 750 deutsche Männer jedoch kamen nur 20 deutsche Frauen, und so wurde die Sprache Süd-Afrikas durch Mischehen afrikanisch holländisch. In den letzten Jahrzehnten ist nun eine große Änderung entstanden. Heute kann man sagen, daß in der deutschen Auswanderung die Frauen nicht mehr zurückstehen. Während der letzten zehn Jahre betrug der Anteil der deutschen Frauenauswanderung zwischen 41 und 47 Prozent unserer Gesamtüberseeauswanderung.

Die Zahlen Nord-Amerikas und Süd-Afrikas, wo Millionen Deutscher der Heimat verloren gingen, sprechen eine sehr dringliche Sprache. Sie zeigen uns klar, welche wichtige Aufgabe die auswandernde deutsche Frau hat. Der deutsche Mann, der eine Frau des Koloniallandes heiratet, in dem er lebt, geht der Heimat verloren. Die deutsche Frau hat also die Zukunft unserer Rasse zu sichern. Die deutsche Frau im Auslande hat eine wichtige Kulturmission zu erfüllen. Sie ist es, die die kulturelle Atmosphäre ihres Hauses bestimmt. Sie ist es, die entschieden den Einfluß hat auf die Erziehung der Jugend. Sei es, daß sie selbständig auswandert als Krankenschwester, Erzieherin, Stenotypistin, Haus- oder Farmgehilfin, sei es, daß sie als Siedlerfrau ihrem Mann ins Ausland folgt, sei es, daß sie als Frau eines Kaufmannes, Industriellen oder Technikers ihren Mann in die Fremde begleitet, stets muß sie sich ihrer Pflicht bewußt sein, sich und ihre Familie dem Deutschtum zu erhalten. Ob sie harte, entsagungsvolle Arbeit leisten muß, um sich durchzusetzen, ob sie einsam und fern von der Heimat ihrer Arbeit nachgeht oder ob sie in guten Verhältnissen ein angenehmes Leben führen kann, nie darf sie vergessen, was sie ist: Eine deutsche Frau auf Vorposten!

Abenteuer in Oldeani

Auf einem der Hochländer im Tanganyikagebiet Ost-Afrikas liegt Oldeani. Seit sechs Jahren erst ist es urbar gemacht worden, seit 1927 wohnen Deutsche hier, und heute ist Oldeani von ungefähr 150 Deutschen besiedelt. Ein Tatsachenbericht in zwei Sätzen, aber welch unsäglich mühvolle Arbeit, welche eiserne Energie sprechen daraus! Seit sechs Jahren ist dieses Gebiet urbar gemacht worden. Das bedeutet primitivste Lebensbedingungen für die dort lebenden Deutschen. Das bedeutet grundlegende Umstellung aller Anschauungen und Lebensgewohnheiten besonders der deutschen Frau, die dort lebt.

Eine Farmersfrau in den ostafrikanischen Hochländern hat ein hartes Leben. Aber die Verantwortung, die die Frau dort draußen in gleichem Maße zu tragen hat wie der Mann, steigert ihre Leistungsfähigkeit, erhöht ihre Schaffenskraft. Sie ist die Berufsgenossin ihres Mannes im wahrsten Sinne des Wortes. Sie teilt mit ihm alle Sorgen und Nöte, sie teilt auch mit ihm die schöne Hoffnung auf das Gelingen aller Pläne. Die große Liebe zur eigenen Scholle spricht aus der folgenden Erzählung einer Frau:

„Ganz besonders schwer hatten wir es in den ersten Jahren. Die Kaffeepflanzen trugen noch nicht einmal. Aber damals hatten wir auch noch nicht das Geld, uns Vieh anzuschaffen. So sahen wir wirklich nur die allerletzte Möglichkeit vor uns, unter die Goldgräber zu gehen. Der Entschluß, unsere Farm zu verlassen, fiel uns sehr, sehr schwer. Wir versorgten uns also mit Lebensmitteln wie Reis, Mais, Bohnen, Zucker, Mehl und eingewecktem Fleisch. Wir brauchten ein Zelt, Feldbetten und Kochgeschirr. An Werkzeugen beschafften wir Spitzhacken, Schaufeln und die Schüsseln, in denen das Gold gewaschen wird. So ging die Fahrt los, und auf einem Lastauto, in Kisten eingeklemmt, fuhren wir mehrere Tage durch unbeschreiblich heißes und staubiges Steppengebiet. Nachts schlugen wir unser Zelt auf ... Schließlich kamen wir zum Lupa, dem Fluß, in dem wir Gold waschen wollten. In der Trockenheit besteht er nur aus kleinen Tümpeln. Einen amtlichen Schürfschein hatten wir uns besorgt, damit wir uns eine Hütte bauen konnten. Die Bäume dazu mußten wir erst schlagen. Dann bauten wir uns ein kleines Holzhäuschen mit Veranden und einem Grasdach. Im Zelt hätten wir es bei der Hitze nicht aushalten können.

Im Flußbett suchten wir Wasserstellen, in denen wir Gold vermuteten. Dann ging es an das Goldwaschen, das folgendermaßen vor sich geht: man füllt die Schüssel mit Sand und schüttelt sie dauernd und wäscht den Sand so heraus. Da das Gold nach unten sinkt, bleibt es als Rest in der Schüssel. Ein Arbeiter kann ungefähr 20 bis 30 Schüsseln am Tage waschen. Aber wirklich wertvolle Goldklumpen zu finden, ist eine absolute Glückssache. Am Lupa waren Weiße, die schon jahrelang nach verborgenen Schätzen gegraben hatten, aber stets nur soviel fanden, um gerade das kümmerliche, entsagungsreiche Leben dort fristen zu können. Andere wieder hatten bis zu 50 000 Mark im Jahre gefunden. Ebenso kann es sein, daß an einer bestimmten Stelle gegraben und nichts gefunden wird, daß aber der nächste Goldwäscher wertvolle Stücke an derselben Stelle herauswäscht. Zu unserer Zeit waren erschreckend viel Weiße am Lupa, um Gold zu waschen. Ein Zeichen, wie schlecht es all diesen Menschen geht. Für jeden, sofern er nicht ein Abenteurer ist, ist es wirklich nur die letzte Rettung. Den ganzen Tag müssen sie in der glühend heißen Sonne arbeiten, und die Ernährung ist nicht gerade abwechslungsreich, sie besteht lediglich aus Bohnen, Reis und Erbsen. Obst und Gemüse gibt es nicht. Ich hätte auf den Markt fahren können, der eine Tagereise weit entfernt war. Dort hätte ich Geflügel und Büchsenfleisch kaufen können. Aber es wäre zu teuer gewesen. Ich hätte auch den Boy, den wir mithatten, auf die anstrengende Reise schicken können. Aber das wäre unbezahlbar gewesen.

Wir fanden gerade so viel, daß wir uns bis zur Ernte kümmerlich über Wasser halten konnten. Aber wie wir uns freuten, als wir nach einigen Monaten wieder auf die Plantage zurückfahren konnten, kann ich gar nicht sagen. Es ging auch gleich an die Arbeit. Auf der Schamba (der Farm) muß ich nämlich möglichst viel selbst tun. Wenn man den Haushalt den Schwarzen überließe, würde viel zu viel verbraucht werden. Die Schwarzen sind willige Arbeiter, aber man muß sie gut überwachen. Oder würden Sie gern aus einer Tasse trinken, die der Boy mit der Zahnbürste ausgeputzt hat?

Während der Mann auf der Pflanzung arbeitet, hat auch die Frau ihre landwirtschaftliche Arbeit, neben dem Haushalt noch. Da ist der Gemüsegarten, der übrigens von einer hohen Hecke umgeben sein muß, wenn man ihn nicht lediglich für die Buschböcke halten will. Auch Geflügelzucht ist eine Frauenarbeit. Wir halten uns jetzt für die Zeit, die wir auf die Kaffee-Ernte warten müssen, etwas Vieh, um davon zu leben. Wir haben Bußelrinder, Kühe, Ziegen, Schafe, Schweine. Vieh- und Milchwirtschaft gehören auch in mein Arbeitsgebiet. Ebenso muß ich das Schlachten, Einmachen und Buttern besorgen. Das ist alles viel schwieriger als in Deutschland. Wir haben keinen Keller, und die notwendigsten Geräte sind auch nicht alle vorhanden. Es heißt eben nur immer wieder sparen, um alles bare Geld für die Pflanzung zu haben. Da muß die Hausfrau sich einrichten.

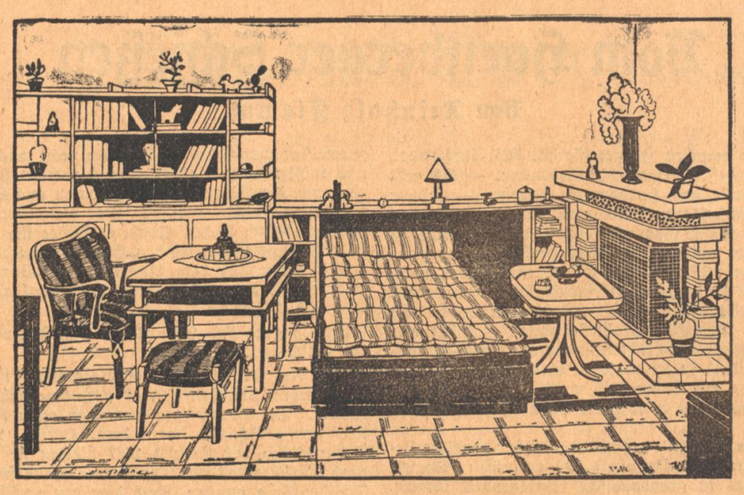
Weibliche Hilfe habe ich gar nicht. Die Negerfrauen betreuen ihren eigenen kleinen Haushalt und ihre Kinderschar. Aber die Farmersfrau muß immer wieder einige Augenblicke Zeit haben für die schwarzen Arbeiter. Sie haben großes Vertrauen zu den medizinischen Künsten der Weißen und kommen alle Augenblick, um von der „mam-sap", der Europäerin, Pulver und Pillen zu holen gegen Kopfweh, Schnupfen und so weiter. Oft haben sie sich auch verletzt, und man muß die Wunden desinfizieren und verbinden. Auf solch einen Verband sind sie sehr stolz, und über eine Tablette freuen sie sich wie ein Kind und vergessen bald ihre Schmerzen.

Unser Haus? Wie die meisten Häuser Ost-Afrikas ist es ein Lehmstampfbau mit heruntergezogenem Schilfdach. An Wasserleitung ist nicht zu denken. Und die Möbel? Ja, da heißt es selbst tischlern. Sie glauben gar nicht, wie erfinderisch Sie werden können, und mit welch geringen Mitteln Sie sich Ihr Haus gemütlich machen können. Wie stolz waren wir auf unsere „Klubsessel", aus Kistenbrettern angefertigt, mit Holzwolle gepolstert und mit buntem Leinen überzogen. Was machen wir nicht alles aus den Benzin- und Petroleumblechkisten. Das Büfett im Eßzimmer bestand aus mehreren Petroleumbehältern, die wir mit Holz verschalt hatten. An jedem selbstgefertigten Stück hängt man mit weit größerer Liebe, als wenn man es für viel Geld mitgebracht hätte. Aber das können sich nur die wenigsten leisten. Einer der wenigen Gegenstände, die ich mir mitgebracht habe, ist die Nähmaschine. Sie ist unentbehrlich in einem Farmerhaushalt.

Das nächste englische Krankenhaus ist ein bis zwei Tagereisen im Auto entfernt, der nächste deutsche Arzt vier bis fünf Tage. Aber während der Regenzeit sind sie von jedem Verkehr abgeschlossen, da die Straßen dann unpassierbar sind. In unseren Zimmern steht manchmal das Wasser 30 Zentimeter während dieser Zeit. Aber dafür haben wir ungefähr neun bis zehn Monate immer schönes Wetter. Am meisten genießen wir die Abende, an denen wir bei gemütlichem Kerzenlicht oder bei der Petroleumlampe sitzen und Zeitschriften und Bücher lesen, die wir aus Deutschland bekommen. Denn letzten Endes gibt uns die Verbindung mit der Heimat doch die Kraft, unser Leben hier aus eigener Arbeit zu gestalten. Und wir hoffen, daß unsere Farm einmal wieder unter deutscher Oberhoheit stehen wird."

Der heutige Wohnungsstil

Der heutige Wohnungsstil ist viel mehr als eine modische Eingebung, er ist der, ach so verräterische, Ausdruck des Lebensstils eines Menschen, und man täte gut, sich schleunigst einen anzuschaffen, falls man noch keinen hat.



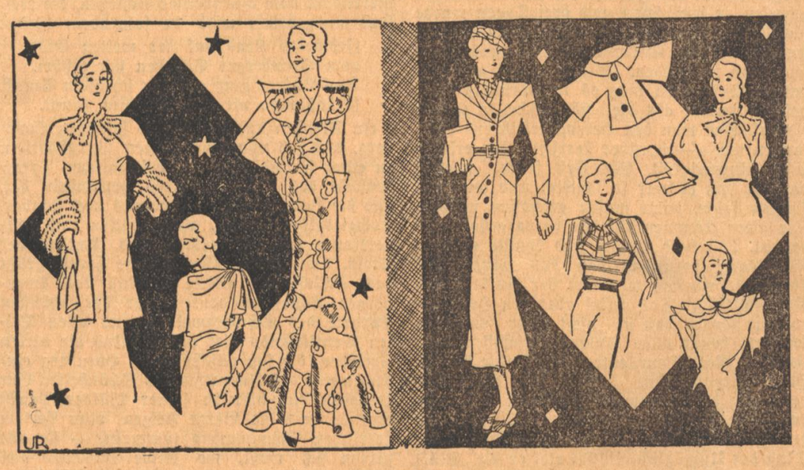
Schlicht und doch nicht kahl — voll, aber nicht überladen
(Architekt Kurt Spielmann)

Dem Wesen der heutigen Wohnung liegt der Wille zur Einfachheit zugrunde. Es geht uns nicht gut heute, wir leben mitten in einer harten Entwöhnungskur. Aber es ist sehr wahrscheinlich, daß sie uns ganz gut bekommen wird. Man kann auch unter tausend Entbehrungen seinem inneren Gesetz der Anmut treu bleiben. Unsere Wohnung, soviel einfacher geworden, findet ihre ganz besondere Schönheit in der vollendeten Schlichtheit.

Das Gesicht der neuen Wohnung ist das des neuen Menschen. Das Umlernen ist gar nicht leicht, manchem überhaupt unmöglich. Es gehört eine innere Wandlung dazu, um so selbstverständlich einfach in seinem Heim zu sein. Unsere Köpfe sind noch immer von Vorbildern des Reichtums angefüllt, wer hat je danach gestrebt, gerade das Gegenteil, ein spartanisch genügsames Heim aufzubauen? Man wollte immer eine Stufe höher erscheinen, als man in Wahrheit stand, wollte auf sich und andere Eindruck machen, Besitz häufen, um dadurch eine Macht auszudrücken. Heute, unter dem Druck der Verhältnisse gewandelt, sagt man ruhig: ich bin arm, ich habe wenig. Ist solch eine Haltung, solche Gesinnung überhaupt lehrbar? Kann man zu einem Menschen sagen: Sei schlicht, sei ungeziert?

Natürlich muß auch denen, die ihrem eigensten Wesen nach nicht einfach und prachtlos sein können, gestattet sein, ihre andere Art zum Ausdruck zu bringen. Es kann nicht nur schlichte Menschen geben — obwohl die heutige Zeit beinahe zwangsläufig eine Generation der Anspruchslosen emporwachsen lassen wird — es muß also auch die Wohnung des Extravaganten, der Luxuriösen geben. Läßt sich also in Geschmacksfragen überhaupt ein Rat geben, kann man die Frage beantworten: Wie soll ich mir heute eine Wohnung einrichten? Wenn der Rat wirklich Nutzen bringen soll, wenn man den anderen nicht nur zur eigenen Meinung herüberziehen will, so kann man eigentlich nur sagen: Sei Du selbst!

Ilse Deike



Neue Modelle

Die sportliche Note wird bis zur Teestunde in hundert Arten abgewandelt, ein Kragen, ein Passenausschnitt mit sorgfältig gewähltem Knopfschmuck bestimmen die elegante Form. Der Aermel betont durch obere Weite die Schulterbreite, ohne ihr etwas Schweres zu geben; manchmal ist er auch ganz schlank, und die Breite des Oberkörpers zeigt sich natürlich ohne jede „modische Korrektur". Ein großer festlicher Stil kennzeichnet die Abendmode dieses Winters, der in langen, losen, dekorativen Linien zum Ausdruck kommt.